

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 9 (1860)

Artikel: Beiträge zur Geschichte des Unterganges der alten Republik Bern im Jahre 1798
Autor: Krähenbühl, Rudolf / Bürgi, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-120295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beiträge
zur
Geschichte des Unterganges der alten Republik Bern
im Jahre 1798. *)

II.

Erinnerungen des 87jährigen Veteranen Johannes Jann,
gemeiniglich genannt Battenhans, von St. Beatenberg,
an seine
Erlebnisse im Jahre 1798,
getren nach seiner Erzählung mitgetheilt
von
Rudolf Krähnenbühl, Pfarrer zu St. Beatenberg.

Schon bin ich ein 87ger in den Jahren (getauft 24. Januar 1773), und noch habe ich Manches in lebendiger Erinnerung, was einst in früheren Zeiten, vor mehr als 60 Jah-

*) Es freut den Herausgeber des Taschenbuches sehr, daß sein Bestreben, durch Veröffentlichung möglichst vieler Zeugnisse theils Verstorbener, theils noch lebender Zeitgenossen über die Begebenheiten des verhängnißvollen Jahres 1798, namentlich über die kriegerischen Ereignisse der Märztage, jene Periode Berns

ren, mit mir und um mich her geschah; und wenn auch meine Beine schwach, meine Augen blöde und mein Haar schne-

allseitiger zu beleuchten als bisher geschehen, schon wiederholt von Geschichtsfreunden so bereitwillig unterstützt wurde. So spreche ich dem Herrn Pfarrer Krähenbühl meinen warmen Dank aus, daß er unter einsichtiger Würdigung meines Bestrebens sich die Mühe nahm, einen in seiner Gemeinde wohnenden, noch lebenden Veteranen aus jener Zeit, der dem Gefechte von Lengnau beigewohnt, um daherige Mittheilungen anzugehen und die mündlich empfangenen in Schrift zu verfassen. Die Leser werden mit mir finden, daß es Herrn Krähenbühl wohl gelang, daß gesprächsweise Vernommene so wiederzugeben, daß die frische Originalität, die ganz volksthümliche Auffassung und Berichterstattung des alten „Battenhans“ nicht im Geringsten verloren ging. Bei aufmerksamer Lesung des Aufsatzes wird jeder mit der Sache Vertraute erkennen, wie das Gemälde jener Tage durch solche schlichte individuelle Berichte immer mehr an Deutlichkeit und Licht gewinnen muß. Vielfache Urtheile und Darstellungen Seitens der Offiziere sind bekannt, solche aus dem Munde von Soldaten sind seltener, haben aber in ihrer rückhaltlosen, naiven Art nicht geringere Bedeutung.

Möchten doch unsere Landgeistlichen, die für Erforschung und Erkenntniß unsers Volkslebens in seinen verschiedensten Beziehungen in so bevorzugter Stellung sich befinden, mehr und mehr sich veranlaßt fühlen, ihre Erfahrungen über Land und Leute, über Vergangenes und Gegenwärtiges in geschichtlicher Darstellung zu sammeln und zur Bereicherung der Erkenntniß der Natur- und Volkszustände öffentlich mitzutheilen. Die staatlichen, kirchlichen, topographischen und Kulturverhältnisse unsers Gemeinwesens bieten wahrhaftig Anhaltspunkte zu interessanten Schilderungen übergenug dar, und eine geistige Arbeit, welche die Pflichterfüllung des Amtes nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern eher noch fördert, trägt mehrfache schön lohnende Früchte. Gerne gewährt das Taschenbuch Raum für alle solche Arbeiten, sofern sie nur nicht einen allzu gelehrten Charakter an sich tragen. Edle Popularisirung wissenschaftlicher Forschung ist mit einer Strebzeile.

Der Herausgeber.

weiß geworden und zum Theil verschwunden ist, so kann doch mein Geist noch Manches aus einer alten, längst entschwundenen Zeit erzählen.

So will ich denn versuchen, Euch, meine Enkel und Mitbürger, in einigen Zügen, was ich beim sogenannten Uebergang von 1798 selbst als Wehrmann des Vaterlandes erlebt habe, vorzuführen.

Seht, dieser Leib, der jetzt alt, schwach und hilflos geworden, war einst jung, rüstig und stark, so wie ihr es jetzt seid. Ich war einst auch so lustig und lebig z'weg, wie Mancher von Euch, der vor Freude oft thut, wie ein junges Kind, wenn's auf die grüne Matte hinausgelassen wird und nicht weiß, wo hinaus springen und hüpfen. In solcher Zeit entflieht man gerne jeder andauernden und unerquicklichen Anstrengung, scheut eine unangenehme Arbeit, jagt dann fort, ohne zu wissen wohin, und geht in die Welt hinaus, ihren Gefahren entgegen, die man jetzt noch nicht sieht und nur wilde Lust Einem vorospiegeln. So hatte ich es, als ich 25 Jahre alt geworden und für meinen Vater, der mich sonst gut behandelte, schwere und immer sehr ermüdende Holzarbeit im Wald verrichten mußte. Es verleidete mir solche Arbeit derart, daß ich Lust bekam, lieber in den Krieg zu ziehen, der jetzt eben von den Franzosen unserm Vaterlande drohte, und mich mit einem Kameraden, Namens Ruchti, der bei einem Nachbarn im Spirenwald als Knecht diente, verabredete, nach Bern zu gehen und dort für den einen oder andern der Bursche, die für den Dienst des Feldes aufgerufen waren, mich dingen zu lassen, wenn er lieber zu Hause bleiben wollte. Doch wollte ich nicht gehen, ohne meinem Vater etwas davon zu sagen. Ich theilte ihm meinen Entschluß mit; er sagte weder Ja, noch Nein dazu; ich fühlte es ihm

aber wohl an, daß er mich für den Dienst des Vaterlandes gerne ziehen ließ.

Eines schönen Morgens machten Ruchti und ich uns auf, über Schmoden den Berg hinunter nach Mersigen, nach Thun und auf der damals noch sehr unwegsamen Straße nach Bern zu. Und richtig fanden wir dort Deren, die uns nur zu gern an ihrer Stelle in's Feld ziehen ließen und dafür uns ein Schönes versprachen. Ich trat an die Stelle eines Bauernsohnes aus Habkern, der zwar vorher als Soldat in Frankreich gedient hatte, aber diesmal, wo es Ernst galt, lieber bei den Seinen zu Hause blieb. Ich zog seine von Frankreich hergebrachte Montur an; eine rothe Uniform mit weißem Gilet und Hosen, einen damaligen Hut mit rother und weißer Feder, und übernahm seine Waffen: Gewehr, Säbel, Patronetasche und Habersack. Gleicherweise tauschte auch Ruchti seine Bauernkleidung mit derjenigen eines in Frankreich ausgedienten Soldaten. Es geschah dies im Anfang Jenners 1798. In Bern herrschte damals unter allem Volk und in allen seinen Verhältnissen eine dumpfe und bange Schwüle, wie sie einem schweren Gewitter vorangeht. So ganz rechtschaffen, wie sonst, sah es in der Stadt nicht aus; es schien uns, als wäre Verrath um den Weg, wenigstens als wäre keine rechte Einigkeit da; die Einen wollten dies, die Andern jenes. Man rüstete sich auf den Krieg; man goß im Zeughause Kugeln und Kartätschen; wir selbst halfen dabei gießen und die Pulverwägen einen nach dem andern rüsten während etwa 6 bis 7 Tagen; an einem Tage mußten wir in einem andern Hause Patronen rüsten. Es war schönes und reines Pulver; Sagmehl und Anderes, wie man nachher ausstreuen wollte, sah ich gar keines dabei, und soviel ich dabei war, ging die Sache ehrlich zu. Leider erhielten wir beide damals für diese Arbeit keinen Lohn, während die andern Soldaten bezahlt

wurden; das kam daher, daß wir eben noch nicht eingeschrieben worden waren. Mit Rütti wurde ich unter die Grenadiere eingetheilt; unser Hauptmann war Herr von Stürler, unser Oberst Herr Wurstermberger von Wittikofen *), den ich vorher schon einmal in seinem Haus und Landgut besucht hatte, um ihn im Namen unseres Schützenmeisters Feuz von hier um eine Schützengabe zu ersuchen. Damals war er nicht da, aber seine Frau; die gab uns einen Neuenthaler. Ein Herr Hauptmann von Mülinen **) gab uns 20 Bäzen. Diese Schützengaben wurden hier auf Beatenberg verschossen.

Eines Morgens, nach mehreren Wochen Aufenthalt und Rüstung in Bern, zog unser Bataillon fort aus der Stadt nach der Papiermühle, wo uns eine Kompanie Zürcher begegnete, dann nach Fraubrunnen, wo wir einen Halt machten und uns etwas ausruhten und erquicten. Nachdem wir uns hier etwas zu gütlich gethan, zogen wir noch am Abend weiter und kamen zur Nachtzeit in Leuzigen an, wo wir mehrere Wochen einquartiert blieben. Ich hatte da mit Andern ein sehr gutes Quartier bei einem braven Bauer, „Dürishänisteffen“ genannt, der meinte, man müsse die Streiter für das Vaterland gut pflegen, damit sie auch mehr Muth zum Kampfe haben, und danach auch uns behandelte. Von Leuzigen kamen wir nach Arch und nach zwei Tagen nach Rütti. Damals waren die Franzosen unter General Schauenburg über Biel herangezogen und bereits auf dem Büttenberg postirt. Sie hatten viele Truppen und viele Kanonen bei sich. Schon wurde hin und her patrouillirt und geplänkt;

*) Vergleiche über Wurstermberger Berner Taschenbuch Jahrg. 1858, S. 210. D. H.

**) Ist wohl kein anderer als der nachherige Schultheiß von Mülinen. D. H.

ich erinnere mich noch ganz gut, wie wir den Franzosen jenseits der Aare, über die eine Schiffbrücke geschlagen wurde, einen Tambour gefangen nahmen, aber denselben ihnen wieder zuführen mußten, weil's der Oberst befahl. Einer der Unsern, Schlegel von Gsteigwyl, erhielt einen Streifschuß an die Stirne. Zu Rütti waren wir bloß einen Tag, den Tag darauf zogen wir auf der mit Schiffen hergestellten Brücke über die Aare nach Lengnau hinüber, wo wir bei Sonnenuntergang ankamen.

In der Nacht (vom 1. auf den 2. März) machten wir auf der Straße Feuer und blieben wach mit scharf geladenem Gewehr. Oberst Wurtemberger schickte mich mit einem andern Soldaten, Feuz aus der Schmodenbäuert, der auch bei uns war, auf Rekognoscirung aus, wie sich die Franzosen verhielten und ob ihre Vorposten ruhig seien. Die feindlichen und unsere Vorposten waren einander ganz nahe, bloß durch einen Zaun von einander getrennt. Wir bemerkten nichts von Bewegung, und unser Piquet kehrte zurück mit dem Bericht, die Franzosen seien gegenwärtig noch still. Oberst Wurtemberger traute aber dem Ding nicht recht und antwortete: „Stille Wasser können auch tief sein.“ Wir bekamen Brod und Fleisch; ich half noch das Fleisch kochen, und nachdem wir uns gesättigt, begab ich mich, das Gewehr bei den Pyramiden lassend, in eine in der Nähe stehende elende Hütte, die, wie alle andern Häuser von Lengnau, von ihren Bewohnern verlassen war. Ermüdet legte ich mich auf einen Ofen, das Haupt auf der Patronetasche, und schlummerte ein, aber zu einem nur wenig erquickenden Schlaf. Denn es dauerte nicht lang, so wurde ich plötzlich von meinem Kameraden Ruchi an den Beinen gezogen und aufgeweckt mit den Worten: „Auf, Auf, Hans! die Franzosen haben uns überfallen und angegriffen; bereits haben sie den Kirchturm be-

schlossen; die Glocke sei herabgesunken, mit welcher man Sturm geläutet!" Schnell stellte ich mich in die Reihen zum blutigen Kampf gegen den Feind, der so treulos den Waffenstillstand gebrochen. Schon waren von den Vorposten von Scharfschützen, welche auf der oberen Seite von Lengnau unter einer Eiche aufgestellt waren, die meisten todt, auch von den Kanonieren, die unten im Dorfe postirt waren, und ebenso von den feindlichen Kanonen- und Gewehrkugeln, von denen ich zwei ganz deutlich an mir vorübersausen hörte, bald auch Mancher in unserm Bataillon, das im Dorfe Lengnau auf der Straße in Linie zu drei Gliedern hoch sich zur Wehr entgegenstellte. Da wurde die Uebermacht der Franzosen, die uns fast auf allen Seiten umzingelt hatten und uns erdrücken wollten, zu stark; wir mochten uns noch so tapfer und heldenmüthig wehren, dem auf allen Seiten so übermächtig und schnell andringenden und umringenden Feind mußten wir erliegen; und noch weiß ich gut, wie fast im gleichen Augenblicke unser Oberst noch einmal „linksum gegen die Franzosen“ und dann wieder „rechtsum“ kommandirte „es könne jetzt ein Jeder selbst sein Leben zu retten suchen*).“ Ich war damals gerade in der Nähe des Obersten, und noch ist es mir, als höre ich wie damals dieses Kommando. Wir zogen uns dann in völliger Auflösung zurück; ein Jeder floh gegen Grenchen zu. In Lengnau fuhren noch über mir und Andern mehrere Kanonenkugeln dahin und schlugen an

*) Zum Verständniß dieser Weisung erinnere sich der Leser, daß in Folge des wortbrüchigen Ueberfalles die Berner umzingelt waren. Der Verlust an Todten und Verwundeten betrug bei 200; mehr als 200, worunter der verwundete Oberst Wurstemberger, wurden gefangen. Er mochte die Unmöglichkeit eines geordneten Rückzuges der zuvorderst im Kampf gewühle befindlichen von Feinden umringten Truppenabtheilung eingesehen haben. D. H.

einem Hause uns gegenüber einen ganzen Mauereden weg, so daß wir gut in das Innere des Hauses hineinsehen konnten. Ich war noch fern genug, daß ich nicht getroffen wurde, doch war der Luftrück dabei so stark, daß mir der Hut völlig umgedreht wurde (?) und ich meinte, das Gleiche sei auch mit meinem Kopfe geschehen. Unter den Vielen, welche in diesem blutigen Treffen gefallen, waren vom Beatenberg: Tell-acker Uli, Hirni und Hühnli Uli aus der Farnern und Johannes Gafner, dem mit einem Säbel der Kopf gespalten wurde. Es geschah dies alles am 2. März 1798, Morgens früh in der Nacht, die nur der Mond etwas erhellt.

Ich mit einigen andern Kameraden kamen dann in eine Hoffstatt oben im Dorfe Lengnau; die Franzosen waren uns auf dem Fuße nach; einen Baumast ergreifend flüchtete ich, das Gewehr hinüberwerfend, mich über einen Haag und war schon mit dem Oberleibe und den Beinen hinüber, da fasste mich ein Franzose hinten an der Rocktasche; rasch aber machte ich mich von ihm los und gab ihm noch mit einem Puff meine Kraft zu fühlen. Unser mehrere stiegen dann einen Rebberg hinauf, auf dessen Höhe Wald war. Wir hielten uns da für einstweilen gesichert; unsere Verfolger hatten aber den Rebberg schon umgangen, umzingelten uns und schossen auf uns; es traf uns aber kein Schuß. Wir schlugen uns durch und eilten den Rebberg auf einer andern Seite wieder hinab dem Dorfe Grenchen zu, wo die Franzosen auch auf die da stationirten Truppen mit Uebermacht eindrangen und wir vom Gewehrfeuer Viele auf unserer Seite fallen sahen. Wir kamen darauf in ein hohles Gäßchen, neben dem Kirchhof von Grenchen vorbei; der Boden war da glatt und voll Eis. Ich glitschte aus und fiel um. Da meinten meine Kameraden, ich sei von einer Kugel getroffen worden. Gott-

lob war es nicht so, und ich war unversehrt noch am Leben. In Grenzen schlossen sich unsererer Schaar noch Viele der Unserigen an. Die Franzosen schossen auch hier auf uns, aber meistens hoch über uns weg, so daß, soviel ich weiß, hier Niemand von uns getroffen ward. Patronenpapier regnete es uns auf die Hüte. Wir wollten auch zurückschießen, aber da Viele der Unserigen noch im Handgemenge waren mit den Franzosen, so hätten unsere Schüsse auch Manchen der Unseren dahingestreckt, und wir unterließen darum das Feuern. Wir waren auch unserer zu wenig gegen die zehnfache Übermacht des Feindes und eilten, von ihm verfolgt, gen Solothurn zu. Wir waren noch nicht weit gekommen, da sahen wir französische Husaren unter der Straße dahinreiten, die uns zuvorkommen wollten; da gelüstete es mich, einen von ihnen herabzuschießen, und legte schon an; meine Kameraden aber, die fürchteten, es möchte das nur ein unnöthiges Blutbad zur Rache über uns hervorrufen, warnten, und ich unterließ es. In einem Dorfe — ob Bettlach oder Selzach, das weiß ich nicht mehr — ließ ich, um leichter vorwärts zu kommen, auf die Mahnung meines Kameraden Jaun, der seinen Habersack schon früher zurückgelassen hatte, meinen auch liegen; es waren nebst einem Gebetbuch etwas Brod, Käss und Kleider darin enthalten, nur eine kleine Beute für den heutelustigen und hungrigen Franzosen! Wir kamen endlich kurz nach Tagesanbruch vor Solothurn an, wo vor dem Bielerthor viele Soldaten, theils Solothurner, theils Berner, in Reih' und Glied aufgestellt waren. Da hielt mir Einer sein geladenes und aufgezogenes Gewehr auf meine Brust und hielt mich an, sich in ihren Reihen einzustellen. Ich stellte mich auch ein. Es kam ein Wagen voll Verwundeter daher und auch mein Kamerad Jaun, an der linken Backe verwundet. Er bat mich, ihn in die Stadt zu begleiten; man wollte mich

zurückhalten; ich zerrieb den Ueberstrumpf und stellte mich lahm. Dem Wagen und meinem Jaun nachhinkend, wurde ich endlich in die Stadt eingelassen. Ich ging dann in eine Piñte nahe beim Thor, um mich da etwas für meine Strapazen zu erquicken. Ich hatte großen Durst. Ich fand da mehrere Kameraden vom Battenberg beisammen, welche mir ein Glas darreichten, ich solle ihnen Bscheid thun; ich that es auch, aber dieser Schluck würgte mich so arg, daß ich fast erstickte, denn es war Schnaps und nicht Wein, wie ich meinte. Während wir uns hier erholtent, kam noch ein Kamerad vom Battenberg daher, Daniel Großniflaus, und erzählte uns als Augenzeuge, wie Lieutenant Rubi von Unterseen, der einer der „Gutgsinnten“ war, und über Verrätherei aufbegehrte, auf das Geheiß eines Herrn von Solothurn: „Gebt ihm, gebt ihm!“ von den Soldaten in den Bauch erschossen worden sei und wie er noch in seinem Todeskampfe immer geredet habe*). Manches Unsaubere in der Stadt selbst merkend, fanden wir, es werde bei solchem Stand der Dinge nicht mehr viel zu machen sein, machten uns auf den Heimweg, zwangen beim Bernthor die Wachen, uns hinauszulassen, und schlugen den Weg nach Burgdorf ein. Es waren unserer sieben an der Zahl; außer Flühmann aus Saretten, Wachtmeister, und Ruchi von Unterseen, alles Battenberger: Johannes Zimmermann, Wachtmeister, dessen Bruder Peter, die

*) Möglich, daß Rubi, wie viele Andere bethört, in blindem Wahne aber aufrichtiger Gesinnung Verrath witterte, wo keiner war; aber beachtenswerth ist, was Freudenreich (siehe seine Rückblicke auf die Einnahme von Solothurn u. s. w. im vorjährigen Taschenbuche S. 200) als anwesender Zeuge über Rubi meldet: „Lieutenant Rubi von Unterseen, welcher sich nicht fügen und weiter fliehen wollte, wurde von den Soldaten erschossen.“

früher schon genannten Jaun hinter der Flub und Feuz aus der Schmodenbäuert und ich, der sie nun alle überlebt habe. Es war bereits Nachmittag. Bei Burgdorf angelommen, lenkten wir ab nach Krauchthal; dort mußten wir dem Pfarrer, der uns daherkommen sah, haarklein Alles erzählen, wie es uns ergangen sei. Natürlich gab's keinen erfreulichen Bericht; er gab uns dann einen Neuenthaler mit zur Zehrung auf den Weg. Wir übernachteten bei einem Bauer im Lindensthale.

Am folgenden Tage begaben wir uns nach Biglen, wo hin 10 Jahre vorher von unserer Gemeinde Beatenberg weg Herr Pfarrer Georg Ludwig Nonhebel als Pfarrer erwählt worden war. Obwohl er unserer Gemeinde auf Hochdeutsch gepredigt hatte, so war er uns allen doch lieb geworden, und nur ungern hatten wir ihn fortziehen lassen. Von ihm heißt es noch jetzt im alten Taufrodel von hier eingeschrieben: „Erbaut die Gemeinde Beatenberg auf Hochdeutsch, gab ihr ein gutes Beispiel von Geduld im Hausskreuz, trug sein Joch ohne Murren und wandelte mit demselben auf die Pfarrrei Biglen. Gott schenke ihm in seinen himmlischen Hütten die Ruhe, so er in seiner irdischen so wenig genossen.“ — Er war 10 Jahre bei uns Pfarrer und unterwies mich noch einen Winter. Das Nachtmahl erhielt ich nicht mehr von ihm, sondern von seinem Nachfolger, Herrn Philipp Sutermeister. Als wir beim Pfarrhaus von Biglen ankamen, empfing uns freundlich die Frau Pfarrerin mit dem Bescheid, der Herr werde bald zurückkommen, er sei eben noch in der Kirche zum gemeinsamen Gebet für das Vaterland. Wir brauchten auch nicht lange zu warten; er war bald da; welch' eine Freude hatte er, uns — und wir ihn wiederzusehen! Mich hätte er bald nicht erkannt, und als ich ihn fragte, ob er mich denn vergessen habe, den er

noch unterwiesen und dessen Vaterhaus er so oft besucht habe, da schüttelte er mir mit Thränen in den Augen die Hand und rief: „Ach, bist du es, der Hanserli? Erzähle mir, wie es euch zu Hause geht und was ihr in den letzten Tagen erlebt.“ Während wir ihm das nun erzählten, bewirthete uns seine Frau auf das Freundlichste mit Speis und Trank. Gegen Abend verließen wir ihn, um noch nach Diesbach oder Thun zu kommen und da zu übernachten. Beim Abschied vom Pfarrer fühlten wir es ihm wohl an, daß er auch „graune“ *) war, einmal unsere schöne Gemeinde verlassen und mit einer andern vertauscht zu haben.

Unter allerlei Gesprächen über die Erlebnisse der letzten Tage und besonders auch über Pfarrer Nonhebel, der uns erst noch recht lieb geworden, waren wir bald beim Wirthshaus von Höchstetten angelangt. Da war vor dem Hause ein großer Lärm von einem Haufen von Leuten, die mit Sensen, Hauen und Kärfsten &c. bewaffnet waren. In die Gaststube eingetreten vernahmen wir bald vom Wirth, was der Lärm zu bedeuten hatte. Er hatte nämlich eine Frau von Erlach **), die auf der Flucht nach Thun begriffen war, vor den wüthenden Angriffen des argwöhnischen, durch dunkle Gerüchte von Berrath aller Art aufgeregten Volkes in sichern Gewahrsam gerettet und fragte uns, ob wir diese Frau, die ganz unschuldig sei, sicher und gut mit ihrem Fuhrwerk bis nach Diesbach und allfällig auch noch nach Thun geleiten wollten. Wir sagten zu. Der Wirth gab uns daraufhin eine Maaf Wein; damit fertig geworden, setzten wir uns in

*) Diesen Ausdruck der Beatenberger für „reuig“ habe ich mit Fleiß beibehalten, so noch andere mehr. R. R.

**) Ungeachtet wiederholter Nachfrage war nicht zu ermitteln, welcher Frau v. Erlach Jaun das Leben retten half. D. H.

Bereitschaft; das Fuhrwerk ward gerüstet, unsere Habersäcke, wer sie noch hatte, darauf gelegt; die Frau von Erlach, eine junge und lustige, schöne und schlankgewachsene Frau, stieg ein; sie war allein; das Volk machte Lärm, wollte auf sie losstürmen; wir spannten kaltblütig den Hahn und erklärten, Jeden niederzuschießen, der sich irgendwie nahe; das wirkte; unser Muth schüchterte den Haufen ein, und sie ließen es dann bleiben. Indes zogen wir mit geladenem Gewehr im Arm dem Fuhrwerk zur Seite fort aus dem Dorfe gegen Diesbach zu. Es geschah nun nichts mehr, was die Frau hätte beunruhigen können, und ruhig, still und sicher kamen wir in Diesbach an. Dort glaubte die Frau von Erlach nun sicher, ohne weitere Gefahr noch nach Thun fahren zu können. Mit herzlichem Dank für das ihr gegebene Geleit verabschiedete sie uns, nahm uns die Habersäcke, Gewehre und Patronentaschen mit und kam auch glücklich in Thun an, wo sie dieselben auf dem Schloß abgeben ließ. Nach einem kurzen Halt folgten auch wir ihr nach noch nach Thun, holten unsere Sachen im Schloß ab und übernachteten im Freienhof.

Morgens wollten wir mit den Schiffen, welche aus dem Oberland viel Volks hergebracht hatten, wieder zurückfahren. Da wollte ein großer Landsturmhaufe, der am selben Tage sowohl aus der Umgegend als aus dem Oberland über den See herab in Thun zusammengelommen war, uns zwingen, wieder mit ihm zu ziehen dem Grauholz zu, wohin der Landsturm überall aufgeboten war. Wir belehrten sie aber eines Andern, daß es bei der gegenwärtigen Unordnung, Mißtrauen und Verrätherei, die allerorts herrsche, nichts mehr abtrage; man sage, Solothurn habe kapitulirt, und von Bern werde es bald auch das Gleiche heißen. Es fehle an Einigkeit schon von oben herab und darum auch an Kraft. Man sagte damals in Thun schon und überall, wie das Pulver verschäfkt

gewesen sei; ich konnte aber dieß nicht glauben und stellte es, so viel ich selbst bezeugen konnte, entschieden in Abrede. Hingegen waren es eben, wie gesagt, andere Dinge, die fehlten und den Ausschlag gaben. Man ließ uns dann heimfahren, und mit uns kamen noch viele Landstürmer heim.

Wenn's sonst eine liebliche Fahrt war den Thunersee hinauf, seinen freundlichen Gestaden nach, geschaufelt vom Spiel der Wellen und in traulichen Gesprächen über die Heimath, ihre Familien und Verhältnisse, über unsern Verdienst, Handel und Wandel, — ach, an diesem Tage, den 4. März, war's eine traurige Heimfahrt. In Erwartung der Dinge, die bald kommen sollten, wurde es uns im Hinblick auf unser liebes Vaterland und seine schöne Heimath in unsern Bergen bang und wehmüthig um das Herz, und wenn wir sonst so leicht und wohlgemuth den Berg hinauf stiegen, niemals dünkte es so schwer und fiel es so auf die Brust, als nun auf unserer Heimkehr zu unseren heimathlichen Hütten droben auf dem Berg. Als wir aber droben waren, die Thalschaft und den See tief unter uns hatten, uns die freie Luft anwehte und wir hinaussahen auf die schönen Alpen, die Jahrtausende schon dastehen, da fühlte sich unser Herz wieder gehoben im Vertrauen, daß der liebe Gott auch ferner unser Vaterland beschirmen und ihm seine Freiheit lassen werde. Im Kreise unserer Familien und Bäuerten mit Freuden und Bangen wiedergesehn, hatten wir nun Manches zu erzählen.

Wie ich im Bauernkleide von hier in den Krieg zog, so kam ich auch wieder im Bauernkleide daraus heim. Als ich nämlich mit dem Schiff im Neuhaus anlangte, fand ich beim Aussteigen unter dem da versammelten Landvolk auch jenen Habkerer wieder, für den ich in's Feld gezogen. Wir tauschten wieder unsere Kleider, und froh, sein Leben nicht in solche

Gefahr gebracht zu haben, bezahlte er mir ung'heissen und gern den versprochenen Lohn, zu dem, was er mir früher gegeben, eine Duplone und ein schönes Trinkgeld dazu.

Den Tag darauf nach unserer Heimkehr, den 5. März, ging Bern über; es kam freilich eine dunkle Zeit, aber bald wurde es licht, auf Regen folgte bald wieder Sonnenschein, und unser Volk genießt ja jetzt noch mehr Freiheit als früher, würdig der Freiheit, welche die Natur unseres schönen Vaterlandes durchweht; möge sie es noch lang genießen und sich ihrer immer würdiger zeigen!

Ich aber sehne mich, gefnechtet von einer armseligen und schwachen Vergänglichkeit des Leibes, nach einer höhern und unvergänglichen Freiheit des Geistes im ewigen Leben; bald ist mein Leben zu Ende und ich erlöst! —



III.

Aus meinen Erlebnissen im Jahre 1798.

Von

dem 80jährigen Rudolf Bürki von und in Seedorf. *)

Nur kurz war meine militärische Laufbahn, in welcher ich den Hass gegen die uns von allen Beschwerden, das heißt von aller Baarschaft befreiente große Nation abzufühlen Gelegenheit suchte.

*) Obiger Aufsatz entstand folgendermaßen. Während ich mit den Vorbereitungen zur Herausgabe dieses Jahrganges des Taschenbuches beschäftigt war, las ich in den öffentlichen Blättern, daß in Seedorf noch ein Veteran lebe, der die wichtigen Tage des „Ueberganges“ von 1798 als Militär mitgemacht habe und, was mir namentlich erwünscht war, noch volle Geistesfrische besitze, auch seine Geschäfte und die ländlichen Arbeiten mit ungebrochener Rüstigkeit besorge. Bei dem rasch zunehmenden Verschwinden damaliger Zeitgenossen vom irdischen Schauspieldreieck lege ich nicht geringen Werth darauf, ihre Zeugnisse zu sammeln, soweit sie für Beleuchtung jener Epoche dienlich zu sein scheinen. Ich wandte mich daher sofort an den mir befreundeten Herrn Stucki, Vorsteher der kantonalen Knaben-Taubstummenanstalt zu Friesenberg, um durch seine Vermittlung allfällige Mittheilungen Seitens des in seiner Gemeinde wohnhaften Feldmessers

Im Dezember 1797 ward das 2te Bataillon (Sternenberg), bei welchem ich in der 2ten Grenadiercompagnie ein-

Bürgi zu erhalten. Ein günstiger Erfolg lohnte meine Nachfrage. Sowohl Herr Stucki gab sich die verdankenswerthe Mühe, den Veteranen zu bestimmen, meinem Ansuchen zu willfahren, als auch derselbe gerne bereit war, die bedeutsamen Erlebnisse seiner Jünglingszeit, soweit das treffliche Gedächtniß seine Unterstüzung lieh, niederzuschreiben und mir einzuhändigen. Die Leser werden sich selbst überzeugen, daß die naive und einlässliche Erzählung manche Einzelheiten bietet, die ihre Veröffentlichung hinlänglich motiviren. Behandelt Jauns Bericht das Gefecht bei Lengnau und die Vorfälle in jener Gegend, so bespricht die Bürgische Darstellung die Ereignisse im Freiburgischen und bei Neuenegg. Ich habe dieselbe in der Hauptsache unverändert gelassen und nebst unwesentlichen Änderungen nur die erwünschte Vereinbarung mit den Gesetzen moderner Orthographie und Interpunktions hergestellt. Ueber seine persönlichen Verhältnisse theilte mir der Verfasser Folgendes mit:

Rudolf Bürgi, geboren den 4. April 1779, ist der Sohn eines Wendicht Bürgi von Seedorf, der, nachdem er früher einige Jahre in holländischen Kriegsdiensten gestanden, 1772 in Bremgarten bei Bern ein Heimwesen kaufte und dann dort in seinem Berufe als Schneider arbeitete. Rudolf mußte schon vom neunten Jahre an dabei mithelfen. Die Schule, die er nebenbei besuchte, sei schlecht gewesen, da der Lehrer sehr ungebildet war; sein Lohn habe 25 Kronen betragen. In seinem 13ten Lebensjahre kam er nach Bern zu seinem ältern Bruder, der nach Ankauf von Materialien aus dem Nachlaß des Landschaftsmalers A b e r l i einen Kunsthändel unternommen hatte. Dasselbst lernte er zuerst bei dem bekannten Lor i, und später bei dem im Geschäft seines Bruders angestellten Höferli, nebst Koloriren und Zeichnen, auch Schreiben und Geometrie. Er blieb in Bern bis 1796, in welchem Jahre er wieder zu seinem Vater zurückkehrte, dem er in seinem Berufe und bei den ländlichen Berrichtungen aushalf; zeitweise besorgte er auch Kolorirarbeit, bis in Folge der Kriegsverhältnisse der Handel seines Bruders zu Grunde ging. Im Jahre 1804 heirathete er; von 8 Kindern lebt nur noch eines. —

getheilt war, aufgeboten, nach Erlach und Umgegend auf zwei Tage verlegt und wieder entlassen.

Den 21. Jenner 1798 kam ein neuer Ruf, und wir eilten nach Neuenegg und Umgegend; und nach etlichen Tagen marschirten wir Abends bei Anbruch der Nacht nach Freiburg; dort angelangt mußten wir schon beim Einmarsche erkennen, wie es ein Theil der Bevölkerung mit uns meine, indem sie uns in der obern Stadt Rüбли, Rüben, auch kurze Scheiter entgegenwarfen, und sogar, während wir den Fußstalden hinauf marschirten, ließen sie den großen Weiher aus, so daß wir, ohnehin schon durch den starken Regen durchnäßt, durch den Bachstrom hinauf waten mußten. Drei Compagnien wurden im Jesuitenkloster und unsere Compagnie im Jesuitencollegium auf dem welschen Platz einfasernirt.

Während unserm Aufenthalte in Freiburg hatten wir die vier Thore: das Romontthor, Weherthor, Murtenthor und Bernthor zu bewachen; vor die erstern drei wurden je 4 Mann vor das Thor beordert, welche Tag und Nacht bis auf eine Viertelstunde weit patrouillirten. Am 27. Februar hörten wir beim Patrouilliren gegen Romont zu den französischen Marsch schlagen und gingen ungefähr eine halbe Stunde weiter, als wir sollten, konnten aber nichts Näheres erfahren. In der Nacht kam ein Metzger mit einem „Gusti“ zum Vorposten und verlangte in die Stadt gelassen zu werden; er müsse das

1825 siedelte er in seine Burgergemeinde Seedorf über, wo er bald zum Gemeindeschreiber ernannt wurde, welches Amt er sieben Jahre lang bekleidete. Erst in Seedorf praktizirte er bei ge botener Gelegenheit als Feldmesser.

Diese wenigen Notizen aus seinem Leben mögen das Bedürfniß des Lesers befriedigen, der natürlicher Weise gerne, wenn auch nur in dürftigen Umrissen, die Persönlichkeit des Mannes, der redend und handelnd vorgeführt wird, kennen lernt.

Der Herausgeber.

Thier diese Nacht noch schlachten. Wir befragten diesen, ob er etwas von dem Trommeln gehört habe und wo er vermutlich könne, wo es gewesen sei. Er sagte, er habe nichts davon gehört, und es sei Alles ruhig. Auf unser Anmelden bei der Thormwache wurde das kleine Thürchen aufgemacht und der Mezger mit dem „Gusti“ ohne langes Warten eingelassen. Am Morgen darauf erschien ein französischer Parlamentär in Begleitung von circa 10 Waadländer-Privaten, mit grünen Co-carden geschmückt, beim Vorposten; wir machten sogleich Rapport bei der Thormwache; der wachhabende Lieutenant sagte: Du mußt den Rapport auf der Freiburger-Hauptwache machen. Dort hieß es wieder: Du mußt auf das Rathhaus; der Große Rath sitzt eben jetzt dort beisammen. Dort ohne Compliment vorgelassen, präsentirte mein Gewehr und stattete kurzen Rapport ab, worauf der Herr Schultheiß einen höhern Offizier — er trug zwei goldene schwere Epauletten — beorderte, mit dem Berner-Soldaten dem Parlamentär entgegen zu gehen. Als wir uns mit demselben der Stadt näherten, fragte ich den Offizier, ob man dem Parlamentär nicht die Augen verbinden sollte? Ach pah! erwiderte er. O wetsch! dachte ich, das ist ein böses Anzeichen für uns. Als ich Solches meinem Hauptmann erzählte, sah ich ihm an, daß ihm dieses Verfahren nicht wohl gefalle. Er packte sogleich seinen Koffer und machte Alles in Ordnung zur Weiterreise; wir erhielten noch am nämlichen Tag unsern Decompte und Sold.

Die Nacht darauf rückten die Franzosen vor und begrüßten die Stadt am Morgen vor Tagesanbruch mit ein paar Bierpfunder-Kugeln; unsere Vorposten wurden zurückgedrängt und konnten nicht, wie die Nacht vorher der Mezger mit seinem „Gusti“, eingelassen werden, weil nach dem Thorschluß alle Schlüssel auf die Hauptwache geschickt worden, während vorher bei weniger Gefahr die Schlüssel zum kleinen Thürchen

zur Sicherheit des Vorpostens auf dem Wachtposten blieben. So wurde mein lieber Kamerad, Korporal Röchl von Niedbach bei Frauenkappelen, der sich bis an's Thor vertheidigt hatte, von den Franzosen massakirt, und die Uebrigen gefangen genommen, von denen aber doch noch einer, der Mezger Zarl von Laupen, entwischen konnte, welcher nachher bei Neuenegg wieder zu uns kam.

Nachdem die Freiburger-Regierung kapitulirt hatte, mußten wir abziehen, und sehr viele Freiburgertruppen folgten uns. Auf dem Schönenberg angelangt jammerten die mit uns ausgezogenen Freiburger, daß sie keine Kanonen haben mitnehmen können; da erlaubte unser Hauptmann, daß vier von uns mit ihnen nach der Stadt dürfen, um unsern getreuen deutschen Freiburgern zu helfen, worauf unser Biere der Stadt zu eilten und Einlaß verlangten, indem wir noch Verschiedenes zurückgelassen hätten, das uns beinahe unentbehrlich sei. Die Stadtwächter, deutsche Freiburger, unserer Aussage glaubend und ihre Landsleute nicht ungerne begünstigend, öffneten das kleine Thürchen, und mit uns drangen unsere Freiburger gedrängt hinein, so daß die vier Stadtwächter nichts dagegen vermochten; das Thor wurde geöffnet, und in größter Eile ging es dem Zeughause zu. Als wir zum Zeughause kamen, hatten die uns voreilenden Freiburger die Thore desselben bereits eingesprengt. Man nahm in der Eile was man ergreifen konnte, denn es hieß: „die verfluchten Franzosen nehmen doch Alles.“

Meinen Freund, Korporal Schmidli von Frauenkappelen, zwangen sie, auf die erste Kanone aufzusitzen; es wurde nämlich unter uns bedingt, daß bei jeder Pièce nur ein Berner sein könne, weil wir in so geringer Zahl das Wagstück vollführten. Die Leute dünkteten sich stark genug, die Piècen, eine Sechspsunder-Feldschlange, ohne Gefahr den steilen Fußstalden

hinab zu leiten; allein sie plazte am untern Stalden an den Wirthshaus-Ecken, und mein Freund Schmidli erlitt eine Quetschung am Fuß und wurde nach seiner Heimath transportirt, wo ein guter Arzt seiner pflegte, so daß er am 4. März wieder hinkend zu uns nach Neuenegg kam. „Ichä,“ sagte er, „mit Wyber hüten; wenn i scho Lahm bi, so Ichä-n-i doch vo dene donners Franzosen no-n-es Paar erschießen u himpe de mit ech gege Fryberg zue.“

Auf die zweite Pièce sollte ich auch auffüzen, wessen ich mich aber weigerte und lieber nebenher marschirte; da kam aus einem ersten Etage ein Kügelchen und fuhr durch meinen Hutecken. Die Freiburger, erbost über das Bubenstück, wollten das Haus erstürmen; doch gelang es, sie abzuhalten. Nun marschirten auf jeder Seite 4 Mann mit dem Auftrage, wenn sie etwas Verdächtiges merken, sogleich Feuer zu geben. Auf dem Fußstalden angelangt, ließ ich sogleich Prolongen (lange Stricke) anbringen, so daß wir die Piècen ohne Gefahr hinunterführen und wir ruhig Neuenegg zu marschiren konnten; denn es warteten Viele mit Zugthieren aller Art und Größe vor dem Bernthore, um Kanonen &c. wegzubringen, in der Muthmaßung, wenn die Gegenstände auf Bernerboden seien, sei keine Gefahr mehr, und ihre guten Landsleute, die mit uns auszögen, würden ohne Verzug durch Bernertruppen verstärkt wieder zurückkehren und die verhaßten Franzosen zum Lande hinausjagen. Aber auf ihre Regierungen waren sie erbost, schaltten sie als falsche Landesverräther, weil sie ohne Schwertstreich, ohne sich im Geringsten zu wehren, übergeben hätten; ihre mitziehenden Offiziere wurden hingegen fast vergöttert.

Von Neuenegg, wo wir bisher bivouakirten, zogen wir Sonntag den 4. März Morgens vor Tagesanbruch zurück nach Wangen; ich war wiederum bei der Nachwacht; wir la-

gerten am Saume des großen Forsts oberhalb dem Dorfe Wangen der Straße entlang, voll Unmuth, in Erwartung was daraus werden solle. Als wir von Neuenegg wegzogen, zogen auch die Freiburger fort und warfen ihre Waffen und Lederzeug weg.

Auch unser lieber Herr Hauptmann Bernhard von Graffenried, Sohn von Herrn Zeugwart von Graffenried, ein Krieger, der nach Aussage Bekannter in äußerem Kriegsdienste bereits mehrere Feldschlachten mitgemacht hatte und der sich die ganze Zeit als ein liebreicher, sorgfältiger Vater gegen uns erzeugte, fand einen solchen Rückzug, wo Kanonen, Munitions- und Bagagewagen, ohne vom Feinde verfolgt zu sein, im Stich gelassen worden, nicht ehrenhaft. Er hatte im obersten Tagwörtherhäuschen oberhalb Wangen, wo unser Feldweibel Bekannte hatte, etwas Erfrischung eingenommen.

Alles war mißmuthig, und Niemand konnte enträthseln, was daraus werden sollte; viel weniger konnte man begreifen, warum ein solcher Rückzug und in solcher Hast stattgefunden, weil wir noch nichts vom Feinde gemerkt hatten. Da kam unser Feldweibel, Flühmann von Neuenegg, und fragte, ob wir nach Neuenegg zurückkehren wollen, wenn unser Hauptmann mit uns komme; welches wir mit Ja beantworteten und sogleich aufbrachen. Auf der Reise durch den Forst erklärte uns der geliebte Hauptmann, daß, wenn wir auch Wenige seien, wir doch wenigstens die Kanonen unbrauchbar machen wollen, wenn uns der Feind überrumpeln sollte.

Auf der Höhe bei Neuenegg angelangt, war das Erste, in die Schmiede zu schicken und so geschwind wie möglich Nägel zu machen, um die Kanonen zu vernageln. Dann richteten wir die Kanonen der Reihe nach auf die Straße des jenseitigen Abhangs, zwei oder drei mit Kartätschen wurden auf die Brücke gerichtet. Raum waren wir damit fertig und

ingen an, unser Fleisch zu kochen, so zeigten sich die Feinde auf der jenseitigen Höhe. Unser Hauptmann rief uns unter das Gewehr — es war noch kein Tambour da — stellte uns auf zwei Schritt auseinander auf ein Glied; wir waren noch nicht viel über 100 Mann; er beorderte 10 Freiwillige auf den Vorposten, auf die Sensebrücke. Dort angelangt legten wir auf der Mitte der Brücke einen Stein und auf die beidseitigen Geländer ebenfalls, und stellten zwei Schildwachen auf. Nach kurzem kamen auch die feindlichen Vorposten, stellten ebenfalls zwei Schildwachen auf und respektirten momentan die von uns bezeichnete Grenze, die Mitte der Brücke. Ein Offizier und ein Trompeter, beide zu Pferd, kamen als Parlementärs, die wir, durch zwei Mann begleitet, diesmal mit verbundenen Augen in's Dorf schickten.

Die Franzosen waren freundlich gegen uns; sie hatten einen Elsäßer-Tambour, der den Dollmetscher machte. Da wir im Wirthshause zur Sense bessern und wohlfeilern Wein erhielten als im Dorfe Neuenegg, so sagte mein Wachtmeister, ich solle den Tambour fragen, ob er uns eine Feldflasche voll Wein holen wolle? Dieser fragte sogleich seinen Lieutenant, der es mit dem Zusatz bewilligte: wenn wir dann Brod herbringen, welches viel besser als das ihrige sei, so könne er holen. Wir ließen hierauf ein paar Kommisbrödchen kommen und er holte eine Feldflasche voll Wein; und als ihm mein Wachtmeister das Geld dafür anbot, sagte er: sie bezahlen nichts für den Wein, so wenig als wir für das Brod. Die Feinde zogen ihre Vorposten schon im Nachmittage zurück, worauf auch unsere Schildwachen von der Brücke sich zurückzogen und nur eine auf der Seite herwärts der Brücke aufgestellt blieb; denn wir erwarteten jetzt den Angriff alle Augenblicke. Am Abend bei der Dämmerung wurden wir von der freiwilligen Kompagnie von Zofingen abgelöst,

worauf wir in's Wirthshaus gingen und unsere Rationen, die uns der Feldweibel daselbst zu kochen übergeben hatte, mit gutem Appetit genossen; denn wir hatten den ganzen Tag außer dem, was wir mit Feinden auf der Brücke einnahmen, nichts genossen.

Als wir endlich nach langem Suchen wieder zu unsren Kameraden kamen, erzählten sie uns, daß unser Oberst Stettler und Oberst Ryhiner, welcher zu gleicher Zeit, wo wir, von Laupen nach Wangen zurückgezogen war, in der Nähe von Bern ermordet worden seien, und daß unser Major Lentulus diesen Nachmittag in's Lager gekommen sei, weil er aber von seiner Kompagnie verhaft und im ganzen Bataillon nicht beliebt war, die Flucht ergriffen habe *), und daß der Aide-major Wacker einem katholischen Pfaffen, den man für einen Spion angesehen, den Kopf in einem Streich abgehauen habe **). Diese unheimeligen Nachrichten wurden verscheucht durch die, daß uns der Herr von Graffenried von Bümpliz com- mandire, wir also einen kennnißvollen, liebreichen Komman- danten und die drei beliebten Hauptleute von Graffenried, Wild und Wyttensbach (später Regimentsoberst in Neapel) haben, die alle vier dem Vaterlande treu und im ganzen Ba-

*) Der Grund warum Herr Lentulus bei unserm Bataillon nicht beliebt war, besteht darin: Die Freiburger wollten uns, weil wir nicht einquartiert waren, täglich $1/2$ Maß Wein zukommen lassen, welches Herr Lentulus nicht zugeben wollte. Herr Bernhard Scipio Lentulus (später Oberamtmann in Büren und Oberstlieutenant) erzählte mir einst zur Zeit des sogenannten Stecklikrieges, da er mein Hauptmann war, daß seine Weigerung ihren Grund in der Vermeidung des Neides der andern Truppen u. s. w. gehabt habe.

**) Diese Handlung war wohl nur leeres Gerücht; Thatsache aber Wackers Theilnahme an der Ermordung der beiden Obersten; Siehe Taschenbuch 1859, Seite 176.

taillon sehr beliebt waren. Wir waren guten Muthes bei unserm Bivouac und hofften auf den kommenden Morgen, von so beliebten und tapfern Offizieren angeführt, wieder gegen Freiburg vorzurücken; — wir hatten uns leider getäuscht.

Die Franzosen griffen nach Mitternacht bei Laupen an, drangen bis in die Mitte der Stadt, wurden aber wieder zurückgejagt. Ziemlich um die nämliche Zeit schickten sie von der jenseitigen Höhe mehrere Leuchtkugeln in unser Lager, daß es so hell wurde wie am Tag und sie so unsere Bewegungen beobachten konnten, und setzten gleichzeitig oben- und untenher der Brücke durch die Sense, ohne von unsren Vorposten, welche wahrscheinlich der Sense nach zu wenig ausgedehnt waren, zu rechter Zeit bemerkt zu werden. Bei unserer Kompagnie, die rechts der Straße vorrückte, hatten wir das Unglück, schon anfangs des Treffens unsren tapfern Unterlieutenant Dick von Gurbrü zu verlieren und kurz nachher auch unsren unerschrockenen lieben Hauptmann; wir waren bereits auf beiden Seiten überflügelt und unsere Reihen gelichtet; also hoffe ich, es sei verzeihlich, daß wir uns zurückzogen. Wir hatten nur noch den zweiten Lieutenant, Baumann von Bümpliz; der erste Lieutenant, Schori von Oberdettigen, hatte uns schon am Tage vorher verlassen; er war so ängstlich um seine Haut besorgt, daß er in seiner Bekümmerniß den jüngsten Soldaten von unserer Kompagnie fragte, ob er ihm nicht den Weg nach Frauenkappelen oder den nächsten Weg in die Wohlen zeigen wolle; worauf ihm der Jüngling erwiderte: „Ich weiß den Weg nach Neuenegg!“ so daß der alte Herr Grenadieroberlieutenant verdrießlich von ihm sich wegwandte und sachte davon schlich.

Bei unserem Rückzuge kam ich in der Mitte des Waldes zu Herrn Oberst von Graffenried, an dessen Seite ein Kamerad von mir marschierte. Ich war ziemlich erschöpft und er-

suchte den Kameraden, aus meinem Habersacke (Tornister) meine darin befindliche Flasche Kirschenwasser herauszuziehen, womit ich auch den Herrn Oberst gerne erlaben möchte. Der selbe verweigerte es aber, bis der Kamerad und ich getrunken hatten; erst hierauf nahm er auch ein wenig und sagte zu mir: das habe ihn erquict. Er hatte ganz gewiß eben so wenig Zeit gehabt zum Frühstück als wir. Nun kamen wir zu einem Munitionswagen, welcher ohne Bespannung neben der Straße stand; da kam ein Artillerist, Namens Freiburg-haus, vorbei, welcher mittelst meinem Bayonnette den Wagen öffnete, der zum Glücke mit Infanteriepatronen gefüllt war, die er uns nun austheilte. So war ich wieder gestärkt und mit Patronen genugsam versehen, um gegen den Feind zu rücken. Der Herr Oberst fand aber, wir seien zu schwach, um von da aus etwas mit Erfolg vorzunehmen, und so marschirten wir langsam bis in die Gegend der Linde, von wo wir, nachdem uns von Bern aus Hülfsstruppen zugekommen waren, wieder auf den Feind losgingen. Wie es nun bezüglich der für die Berner siegreichen Erneuerung des Kampfes zugegangen bis zum Einlangen der Hiobspost, daß Bern in die Hände der Feinde gefallen, das hat der Herr Oberst in seiner „Nachricht von der Affaire bei Neuenegg“ im Berner-Tagebuch vom 22. April 1798, Seite 124, trefflich und wahr erzählt, und ich will es daher nicht wiederholen.

Diejenigen von meinen Kameraden, welche am Morgen vor Tagesanbruch gefangen wurden, mußten helfen, die todteten und blesirten Franzosen in die rothen Wagen zu transportiren, in welchen sie nach Freiburg geführt wurden; auch von unsfern Blesirten wurden nach Freiburg transportirt und von den französischen Aerzten besorgt. Unsere im Treffen von Neuenegg Gefangenen wurden von General Brüne nicht tyrannisch behandelt; er ließ ihnen auf Veranstaltung unsers

Generals jedem ein Bäckli Tabak und eine Pfeife zukommen. (?) Sie erhielten auch angemessenen Unterhalt und wurden nach acht Tagen frei nach ihrer Heimath entlassen. Unsere Gefangenen sagten aus, Oberst von Graffenried und der Lieutenant Baumann hätten sie im Schallenhaus, wo sie untergebracht worden waren, besucht, ihnen Muth zugesprochen, und sie versichert, daß sie nicht nach Frankreich wandern müßten, sondern bald nach Hause gehen könnten. Ganz anders ging es mir. Auf dem Rückwege wurde ich, einzeln daherkommend, in der Nähe von Weiermannshaus beim ersten feindlichen Posten entwaffnet, und ging dann gelassen dem großen Bremgarten nach; es war Nacht, als ich auf der Straße von Bern nach der Neubrücke beim Kreuzwege anlangte; da wurde ich angefallen und beraubt. Von Allem, was meinen lieben Verfreiern im Geringsten anständig war, wurde ich befreit; ja damit auch meine Haare frei würden, nahmen sie sogar auch mein Zopfband, denn es sollte ihren Proklamationen zufolge Alles frei werden. So zerzaust und ausgeplündert kam ich in der Nacht zur Neubrücke; diese war aber vom Feinde gesperrt, um allfälligen Zuzug von Landleuten nach der Stadt zu verhindern, und es durste Niemand passiren; so ging ich hungrig und durstig und von Allem entblößt in das gegenüber liegende Wirthshaus. Der Wirth saß im Ofenecken und sagte ganz traurig zu mir: So, kommst auch wieder heim; ach mein Gott! wie gerne wollte ich Dir Wein und Speise schenken, aber Du siehst, ich darf nicht in den Keller gehen; sie haben Alles aufgefressen, was im Hause war, so daß ich und meine Leute Hunger und Durst leiden müssen, während Diese schwelgen. Es waren noch Einige anwesend von Herrenschwanden und Uetligen, welche im Nachmittage den Franzosen Lebensmittel in das vom Kreuzwege des Waldes bis über die Länggasse befindliche Lager, worin sie die ersten zwei

Tage bivouakirten, gebracht hatten; die Franzosen hatten ihnen nebst den Lebensmitteln auch Pferde und Wagen abgenommen und die gutherzigen Ueberbringer zu Fuß und leer wieder heimgeschickt; auch diese konnten die Brücke nicht passiren und mußten gleich mir lebzend im Wirthshause hocken. Endlich am Morgen, ungefähr um 8 Uhr, wurden wir durchgelassen, und so kam ich zu meinen Eltern heim, welche mich für todt oder gefangen hielten, weil ein Mann von unserer Kompagnie, der schon am Abend vorher heimgekommen war, gesagt hatte, er habe mich seit dem Samstage nicht mehr gesehen.

—